

CHRISTIAN NILLE

## Für eine praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug):

Überlegungen am Beispiel des Verhältnisses zwischen  
der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes auf dem  
Mainzer Universitätscampus und der aktuellen Universitätslage  
im Kontext des Bologna-Prozesses

### Zusammenfassung

Im vorliegenden Text wird unter Berufung auf Überlegungen Erwin Panofskys und vor allem Pierre Bourdieus eine praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug) skizziert, demonstriert und für eine solche plädiert. Als empirisches Untersuchungsmaterial dient die Vorhoffassade des *Georg Forster-Gebäudes* auf dem Campus der Mainzer Universität, die mit der aktuellen Universitätslage im Kontext des Bologna-Prozesses abgeglichen wird. Es wird gezeigt, welche unbewusste Haltung bezüglich der (eigenen) Universität sowohl für die Urheber als auch für die Rezipienten sich aus der Analyse der Vorhoffassade erschließen lässt – eine Haltung, die mit den bewussten und explizit formulierten Intentionen der Urheber nicht identisch ist.

Zwischen 2010 und 2013 entstand auf dem Campus der Johannes Gutenberg-Universität Mainz der Neubau der Sozialwissenschaften, das Georg Forster-Gebäude, das seit seiner Fertigstellung neben den Instituten für Politikwissenschaft, Publizistik, Soziologie, Erziehungswissenschaft sowie Kunstgeschichte und Musikwissenschaft auch das Dekanat und Prüfungsamt der Sozialwissenschaften, eine Bereichsbibliothek sowie eine Mensa beheimatet (Abb. 1). Einem massiven Baublock aus anthrazitfarbenem Klinkermauerwerk, in dem sich die Büros und die Bibliothek befinden, ist ein auf Säulen stehender, grün verkleideter Gebäudekomplex mit den Seminarräumen vorgelagert, der u-förmig den Vorhof zum Haupteingang umschließt.<sup>1</sup>



Abb. 1: Kühnl + Schmidt Architekten AG: *Georg Forster-Gebäude*, 2010–2013,  
Campus der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz

Die Entstehungszeit, zu der auch die Planung zählt, fällt somit in eine Phase massiver Umstrukturierung der europäischen Universität, in eine Zeit, die vor allem durch den seit 2000 stattfindenden Bologna-Prozess geprägt ist. Schon diese zeitliche Konvergenz legt es nahe, danach zu fragen, welcher Zusammenhang zwischen der aktuellen Lage der Universität und dem Bau besteht,<sup>2</sup> wobei im vorliegenden Text in erster Linie ein gestalterisches Element interessiert, nämlich die Vorhoffassade, eine riesige Glasfläche, auf der eine Baumstruktur zu erkennen ist (Abb. 2). Neben der Klärung der Bedeutung und Funktion der Vorhoffassade, die erst langsam das Interesse der Forschung weckt,<sup>3</sup> wird en passant die Diskussion um die Universität im Kontext des Bologna-Prozesses um ein ikonisches Element bereichert, das dort, soweit ich sehe, bislang nicht berücksichtigt wird.<sup>4</sup> Die dabei zum Tragen kommende Methode lässt sich als ›praxeologische Kunstgeschichte‹ bezeichnen, deren Konzeption (auch durch ihre konkrete Anwendung) vorgestellt und für deren Fruchtbarkeit argumentiert wird.

Im Einzelnen werden der Reihe nach folgende Punkte behandelt: Zuerst werden einige Charakteristika der aktuellen Universität, die dem Bologna-Prozess geschuldet sind, zusammengetragen (I). Dann wird die offizielle Erklärung der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes durch deren Urheber vorgestellt (II). Es folgt eine Kritik dieser Erklärung (III) sowie ein alternativer Erklärungsvorschlag der Fassadenikonografie (IV). Daraufhin wird die Vorhoffassade im Sinn einer praxeologischen Kunstgeschichte mit der gegenwärtigen Lage der Universität zusammengebracht, um an einem konkreten Beispiel einige Spezifika einer solchen Untersuchung zu demonstrieren (V). Abschließend folgt ein Fazit, in dem angegeben wird, was eine praxeologische Kunstgeschichte allgemein leistet und was nicht (VI).



Abb. 2: Kühnl + Schmidt Architekten AG: *Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes*, 2010–2013,  
Campus der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz

## I Die aktuelle Lage der Universität: Praxis und Deutung

Sei es in der Verwaltung, im Studium, in der Forschung oder in der Lehre, jeder, der an einer deutschen Universität tätig ist, bekommt den durch die Politik initiierten Bologna-Prozess in der universitären Praxis deutlich zu spüren.<sup>5</sup> Jochen Hörisch hat einige markante Aspekte der aktuellen Lage der Universität zusammengestellt, wenn er schreibt: »Bologna-Prozeß – das heißt aus studentischer Perspektive: die Lehrpläne und Lehrveranstaltungen ändern sich; die Kontrolle der Lernleistungen wird engmaschiger; der Verschulungsgrad des Studiums nimmt drastisch zu; die Studierenden können die Praxisrelevanz der von ihnen besuchten Lehrveranstaltungen einklagen; die Studiendauer nimmt deutlich ab [...].«<sup>6</sup> Die Universität wird zu einem »Dienstleistungsbetrieb«, zu einer »ganz und gar [...] ökonomischen Veranstaltung«, die Studierenden zu »Kunden«.<sup>7</sup> Ein solcher Betrieb ist am Laufen zu halten, so dass ein »Wachstum der Bürokratie« nicht verwundert.<sup>8</sup> Alle Beteiligten sind angehalten, dass das Studium möglichst schnell beendet wird, das heißt die Ressourcen effektiv genutzt werden. Konkret bedeutet dies etwa ein »bulemische[s] Lernen: Schnell und möglichst viel Wissen wird hineingestopft, um es dann in einem 30-minütigen Text [sic!] wieder hervorzuwürgen. Zwei Tage später ist alles vergessen. Ökonomisch betrachtet: 100 Punkte. Der Erkenntniswert aber liegt bei null.«<sup>9</sup>

Die bisherigen Charakterisierungen deuten bereits eine Kritik an den aktuellen Verhältnissen und damit ein Gegenmodell zu dieser »Großen Depression« an.<sup>10</sup> Eine Explikation des Verlorenen klärt die Sachlage weiter. Erneut findet sich bei Hörisch ein treffender Überblick, wenn er die Professorensituation vor dem Bologna-Prozess beschreibt: »Keine Gremieninflation, keine E-Mail-Flut, keine übervollen Seminarräume, keine Deputatserhöhung, kein Drittmittelinwerbungszwang, keine Verwaltungspflichten, keine Klausurberge, kein Verordnungsüberschwang, keine Dauerreform, keine Kommissionitis, kein Kongreßhype, kein *publish-or-perish*-Imperativ, keine Massen-Gutachten-Pflichten [...].«<sup>11</sup> Prägend waren dagegen »Zeit, Muße, Ruhe und Gelassenheit« für das Forschen, Edieren, Sammeln, Herausgeben, Lesen, Schreiben und Lehren.<sup>12</sup>

Es mag zunächst verwundern, dass diese Probleme von den betroffenen Wissenschaftlern und Studierenden meist hingenommen werden: »Statt mit geballter wissenschaftlicher Potenz in die Auseinandersetzung um die Reform des Hochschulwesens einzugreifen, kann man Phänomene vorauseilenden Gehorsams beobachten und eine allgemeine Lustlosigkeit, sich gegen Zumutungen und externe Neudefinitionen der eigenen Aufgabe zur Wehr zu setzen.«<sup>13</sup> Als Erklärung für diesen Gehorsam muss zunächst berücksichtigt werden, dass einige den Bologna-Prozess begrüßen, da hierdurch eine zeitgemäße Form der Universität entstehen

könnte; die frühere Universität ist demnach einfach überkommen. Weiterhin haben Proteste nichts an der Reform verändert und werden dies vermutlich auch in Zukunft nicht.<sup>14</sup> Am wichtigsten aber ist drittens, dass die Mehrzahl der Akteure versucht, mit der aktuellen Lage der Universität zurechtzukommen und darin erfolgreich zu sein, anstatt gegen die Lage und deren Ursachen anzugehen, was deutlich schwieriger und wenig erfolgsversprechend ist. Mit diesem dritten Punkt ist ein typisches Element der Praxis angesprochen, für das sich demnach die praxeologische Forschung interessiert. Die Praxis beziehungsweise das praktische Handeln folgt anderen Regeln als die (theoretische) Reflexion. Und in diesem Fall zeigt sich, dass man in der Praxis dann erfolgreich ist, wenn man sie nicht hinterfragt, sondern einfach so nimmt, wie sie ist. Ein Beispiel aus dem Bereich des Sports mag diesen Umstand verdeutlichen: Wer ein Fußballspiel gewinnen will, muss Tore schießen und nicht darüber nachdenken, wie es wäre, ein Tor zu schießen, oder ob es überhaupt angemessen ist, den Ausgang des Spiels über die Anzahl der Tore zu bestimmen.

Man könnte nun für jeden der soeben allgemein formulierten Punkte eine Konkretisierung in Bezug auf die Mainzer Universität und das Georg Forster-Gebäude angeben. An dieser Stelle müssen zwei Beispiele genügen, um die generelle Lage zu veranschaulichen. Erstens lässt sich beobachten, dass das Georg Forster-Gebäude, wie der gesamte Campus, nur dann besucht wird, wenn es nicht zu vermeiden ist. Außerhalb der Vorlesungszeit, der Klausurenphasen oder am Wochenende ist es dort – wie in den Schulferien oder nach Betriebsschluss – merklich leerer. Das Zeitmanagement verbietet es offenbar, mehr zu tun als nötig. Was sich nicht in ECTS-Punkte oder Drittmittel umrechnen lässt, lohnt sich nicht und wird vermieden.<sup>15</sup> Sammeln, Lesen, Lernen, Forschen und Schreiben aus persönlichem oder allgemeinem Erkenntnisinteresse heraus, gehören der Vergangenheit an. Sie werden vom Zweck zum Mittel für etwas anderes, nämlich den ökonomisch messbaren universitären Erfolg.

Wirft man zweitens einen Blick in die Unterrichtsräume, so lässt sich erkennen, dass je zwei Stühle auf wenige Zentimeter genau unter einen Tisch passen (Abb. 3). Entsprechend genutzt, sitzen die Studierenden dicht an dicht gedrängt zur Massenabfertigung bereit. Eine ökonomisch gesehen ideale Nutzung der Fläche, die gleichwohl jeder Art von Freiheit eine vorgeschriebene Haltung aufzwingt. Mit der ›Haltung‹ begegnet ein weiteres zentrales Moment, für das sich die Praxeologie interessiert. Haltungen sind präreflexiv und verdeutlichen die Relevanz des Körpers, dem in diesem Fall ganz wörtlich eine bestimmte (Sitz-)Haltung aufgezwungen wird. Auf diese Weise werden die Akteure unbewusst auf die aktuelle Struktur der Universität geprägt, sie entwickeln, um den praxeologischen Fachbegriff zu benutzen,

einen spezifischen *Habitus*, der vermittelt, dass die Universität etwas unangenehmes und ökonomisch ausgerichtetes ist, dass entsprechend schnell zu beenden ist.



Abb. 3: Kühnl + Schmidt Architekten AG: *Seminarraum des Georg Forster-Gebäudes*, 2010–2013,  
Campus der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz

## II Die offizielle Erklärung der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes

Mit alledem scheint die Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes auf den ersten Blick nichts zu tun zu haben, ein Eindruck, der durch die offizielle Deutung gestützt, wenn nicht sogar hervorgerufen wird. Es sind Bäume zu sehen (Abb. 2), und wenn man genauer hinsieht, zeigt sich, dass die gesamte Fassade beschrieben ist mit Zitaten aus dem Bereich des Wissens und der Wissenschaft (Abb. 4).

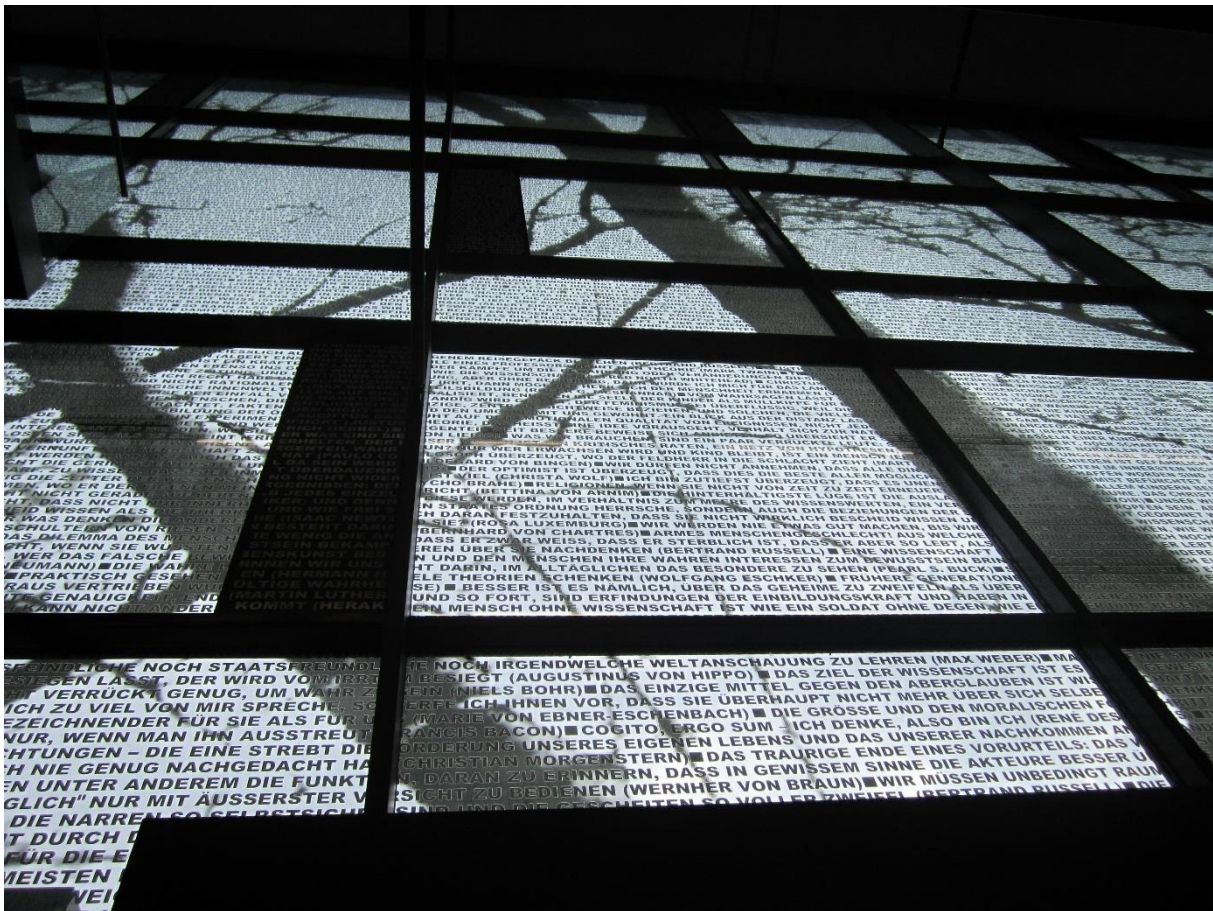


Abb. 4: Kühnl + Schmidt Architekten AG: *Detail der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes*, 2010–2013, Campus der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz

Die Urheber dieses Arrangements haben offensichtlich mit der Verwunderung der Betrachter gerechnet, denen es schwerfällt, das vor Augen Stehende zu entschlüsseln, so dass sie im Inneren des Gebäudes eine Tafel angebracht haben, die nähere Erklärungen liefert. Dort heißt es unter anderem:

»Der Text auf dieser Glaswand gibt berühmte, richtungsweisende, pointierte oder auch humorvolle Zitate zu den Themen Wissenschaft, Forschung und Erkenntnis wieder – rund 500 Aussagen von 250 klugen Köpfen. [...] Vorrangiges Ziel dieser Sammlung ist es nicht, Aussagen historisch exakt darzustellen, sondern die über die Jahrhunderte andauernde erkenntnistheoretische Debatte in der Wissenschaft zu skizzieren und die sich darin dokumentierende fortschreitende Reflexion sichtbar zu machen. Es ist ein Kaleidoskop kurzer und prägnanter Aussagen, die zum Verweilen und Nachdenken anregen sollen – manchen mag man beipflichten, anderen mag man widersprechen. Zahlreiche Kolleginnen und Kollegen der in diesem Hause beheimateten Fächer haben zu dieser Sammlung wertvolle Anregungen beigesteuert. Mögen

diese Fensterscheiben es dem einen oder anderen Betrachter ermöglichen, die Dinge leichter zu durchschauen. [...] Hinterlegt sind die Texte mit einer Baumstruktur, die die Stimmung des Wäldchens vor dem Georg Forster-Gebäude und der Universitätsbibliothek wieder aufnimmt. Die gesamte Bedruckung besteht aus Keramikfarbe, reflektiert das Sonnenlicht und schützt so den Innenraum vor der Sonne.«<sup>16</sup>

Viele Elemente der soeben zitierten offiziellen Erklärung wird man akzeptieren und daraus lernen können, so die Zahl der Zitate, die Absicht, eine »fortschreitende Reflexion sichtbar zu machen«<sup>17</sup> und »zum Verweilen und Nachdenken« anzuregen, sowie die Funktion als Sonnenschutz. Weiterhin wird klar, dass die Urheber des Konzepts dem Georg Forster-Gebäude und darin dem Bereich der Wissenschaft angehören, indem von »[z]ahlreiche[n] Kolleginnen und Kollegen der in diesem Hause beheimateten Fächer« die Rede ist. Insgesamt passen die Zitate gut zum Georg Forster-Gebäude, da man mit einem Universitätsbau entsprechende Tätigkeiten verbindet. Wie es bei Bauwerken oft der Fall ist, zeigt die Fassade scheinbar an, was sich hinter ihr verbirgt. Sie dient als Aushängeschild. Soweit ergibt sich ein überzeugender Eindruck.



### III Kritik der offiziellen Erklärung

Was jedoch nicht ins Bild passt, ist die Erklärung der Baumstruktur, die »die Stimmung des Wäldchens vor dem Georg Forster-Gebäude und der Universitätsbibliothek wieder aufnimmt.« Zwar mag dies gestalterisch der Fall sein (Abb. 5), doch fragt man sich, was die Stimmung eines Wäldchens mit dem Georg Forster-Gebäude als Ort der Wissenschaft zu tun haben soll: Wie passen Bäume und Wissenschaft zusammen? Die offizielle Erklärung macht hierzu keinerlei Angaben. Möchte man also keine willkürliche Kombination annehmen, so wird man nach einer besseren Erklärung suchen müssen, einer Erklärung, die in sich stimmiger ist.<sup>18</sup>



Abb. 5: Kühnl + Schmidt Architekten AG: *Georg Forster-Gebäude* mit Bäumen und Bibliothek (rechts), 2010–2013, Campus der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz

Ist es aber legitim, die offizielle Erklärung eines Werks durch dessen Urheber in Zweifel zu ziehen? Wer, wenn nicht der Urheber, sollte wissen, um was es geht? Bittet man nicht denjenigen um eine Erklärung, den man nicht versteht? Welchen Grund hätten die Urheber, eine falsche Erklärung zu präsentieren? Um hier weiterzukommen, bedarf es einer methodischen

Annahme, die sich paradigmatisch in der Praxeologie findet und oben im Zusammenhang mit den fehlenden Protesten gegen den Bologna-Prozess bereits kurz angedeutet wurde. Danach gilt: »Praktiken haben ihre eigene Logik; und die ist nicht identisch mit den unterschiedlichen Diskursen, welche die Akteure über ihr Handeln führen.«<sup>19</sup> Für die Kunstgeschichte hat Erwin Panofsky ähnliches durch die Unterscheidung von *Ikonographie* und *Ikonologie* formuliert, wobei hier nur letztere interessiert. Diese befasst sich mit der »ungewollte[n] und ungewußte[n] Selbstoffenbarung eines grundsätzlichen Verhaltens zur Welt [...]«<sup>20</sup> Hierüber wird es möglich und nötig, die Erklärung eines Gegenstands durch den Urheber selbst zum Gegenstand der Auseinandersetzung zu machen, statt sie als Lösung der Fragen an den Gegenstand anzusehen.<sup>21</sup> Der Urheber wird in erster Linie nur über seine bewussten und subjektiven Absichten und Ansichten Auskunft geben, nicht darüber, was ein von ihm geschaffener Gegenstand, in diesem Fall die Vorhoffassade, objektiv offenbart.<sup>22</sup>

#### **IV Ein Erklärungsvorschlag der Ikonographie der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes**

Ein alternativer Erklärungsvorschlag historischer Ausrichtung, der mehr sein will als subjektives Raten, muss den Blick auf die Geschichte richten und herauszufinden versuchen, ob es eine strukturelle Formation in Gestalt einer objektiv vorhandenen Bildtradition gibt, in der Bäume und Wissen beziehungsweise Wissenschaft zusammen vorkommen.<sup>23</sup> Und in der Tat findet sich eine solche Tradition, nämlich die ›Wissensbäume‹, also Darstellungen, in denen ein Baum oder mehrere Bäume und Wissen in untrennbarer Kombination gezeigt werden. Das wohl prominenteste Beispiel hierfür entstammt der Schöpfungsgeschichte: der Baum der Erkenntnis im Paradies.<sup>24</sup>

Aus einer langen Liste müssen an dieser Stelle zwei Beispiele genügen, um die Tradition zu veranschaulichen. In einer Ausgabe der *Encyclopédie* von Denis Diderot und Jean Baptiste Le Rond d'Alembert aus dem Jahr 1769 etwa sind einzelne Wissensgebiete in Form eines Baums zusammengestellt (Abb. 6). Die größte Ähnlichkeit von Wissensbäumen und der Darstellung auf der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes bietet das bekannte Evolutionsdiagramm, das Charles Darwin seiner 1859 veröffentlichten Schrift *On the Origin of Species* beigegeben hat (Abb. 7). Ohne zunächst weiter ins Detail zu gehen, gilt es festzuhalten, dass eine Bildtradition existiert, die Wissen und Baumgestalt verbindet und somit hervorragend zur Bauaufgabe des Georg Forster-Gebäudes passt.

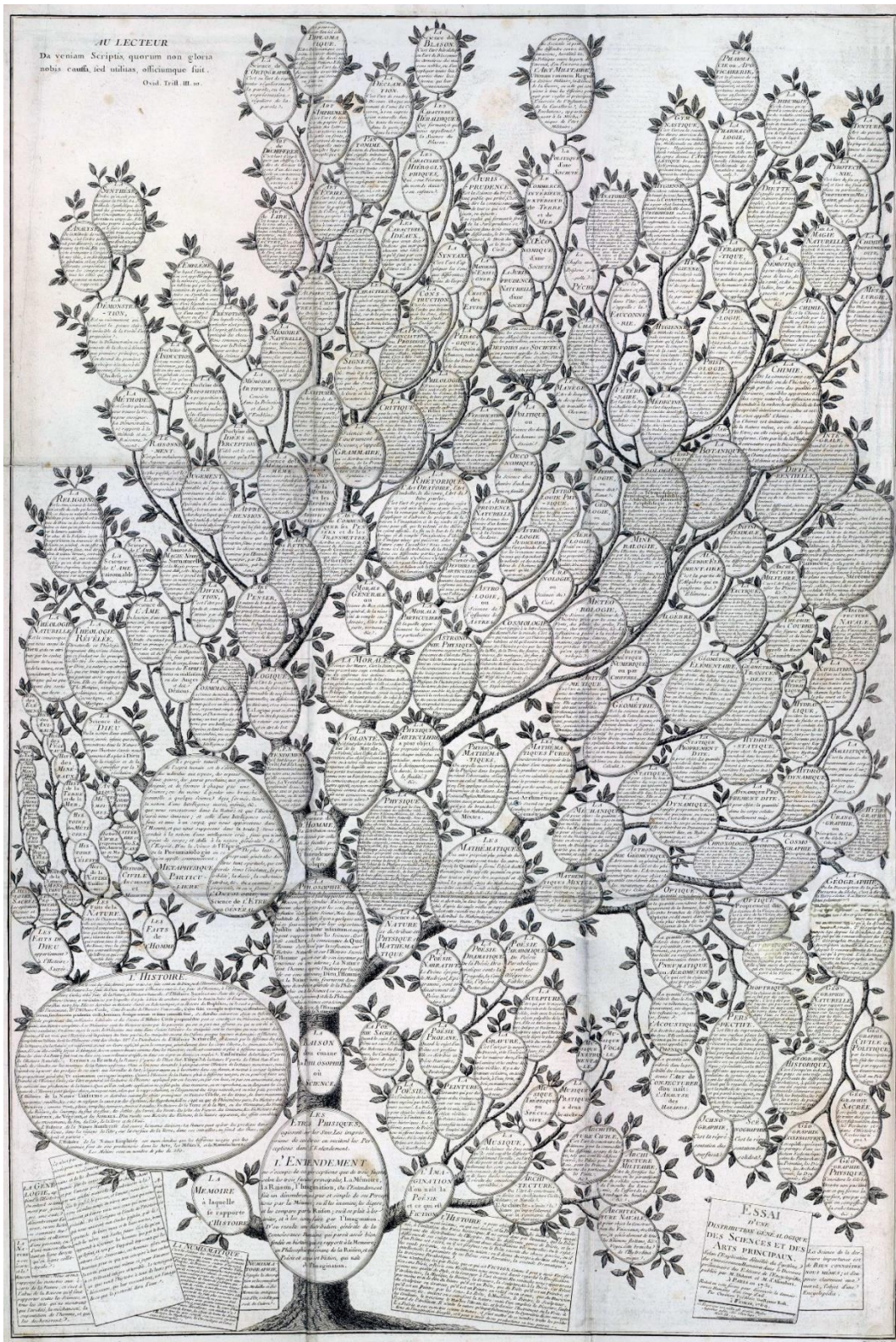


Abb. 6: Christian Friedrich Wilhelm Roth: *Baum des Wissens*, 1769,  
Ausklapptafel zur *Table de l'Encyclopédie* von Denis Diderot und Jean Baptiste Le Rond d'Alembert



Am Beispiel der oft bemängelten Verschulung der gegenwärtigen Universität, sei dies kurz näher erläutert: Ob in Form von *Lehrplänen* oder *Kerncurricula*, die Schule ist bestimmt von klar gelistetem Wissen und Kompetenzen, die im Laufe der einzelnen Klassenstufen portionsweise vermittelt beziehungsweise erworben werden sollen. Wer die Schule erfolgreich durchlaufen hat, verfügt über ein Bündel von Wissen und Kompetenzen, das von den Lehrern an die Schüler weitergegeben wurde. Es entsteht eine Struktur, die im Kontext des Bologna-Prozesses, etwa in Form von *Modulhandbüchern*, auf die Universität übertragen wird. Dieser Konzeption und Praxis der Schule und der verschulten Universität entspricht der Darstellungstypus, wie er sich in der *Encyclopédie* von Diderot und d’Alembert findet (Abb. 6). Gut greifbare Wissensseinheiten stehen bereit und warten darauf, dass sie jemand pflückt, und wenn man fertig ist, ist man mit Wissen gesättigt. Es gibt einen gut zu überblickenden Umfang von Wissensstoff und wenn man sich diesen angeeignet hat, ist man zu einem Ende gekommen. Anders ist nun – wie auch Darwins Evolutionsdiagramm (Abb. 7) – die Vorhoffassade gestaltet (Abb. 2), denn dort wird man zwar theoretisch alle Zitate lesen können, dies jedoch nicht als Abschluss des Wissens begreifen, da die Baumstruktur über den unteren und vor allem den oberen Rand hinausweist. Hier wird auch der Unterschied zur offiziellen Erklärung besonders deutlich, da durch diese die Zitate isoliert und damit das Wissen als abgeschlossen charakterisiert wird. Für das Gesamtbild, bei dem die Baumstruktur und die Zitate als Einheit aufgefasst werden, gilt jedoch: Die dortige Umgangsweise mit Wissen ist evolutionär, sie entwickelt sich ständig fort, worin ein markanter Unterschied zur verschulten Universität besteht.<sup>26</sup> Wissen ist in diesem Fall offener und dynamischer Natur, es wird ständig erweitert und mit neuem Wissen in Beziehung gesetzt, wobei es auch vorkommen kann, dass sich eine Wissenslinie als irrig erweist, was im schulischen beziehungsweise verschulten Zusammenhang ebenfalls nicht vorkommt. Lässt sich dieser durch die Baumstruktur vermittelte Aspekt als ›fortschreitende Forschung‹ bezeichnen, so trifft diese gleichwohl mit der ›Tradition‹ in Form der Zitate zusammen, ein Zusammenspiel, welches die Dynamik noch steigert.

Das bedeutet, dass die Vorhoffassade nicht vor Augen führt, was sich im Georg Forster-Gebäude realiter abspielt, sondern dasjenige, was sich dort nicht (mehr) abspielt. Zwei der dortigen Zitate mögen dies exemplarisch unterstreichen.<sup>27</sup> So heißt es etwa: »Lernen ist wie Rudern gegen den Strom. Sobald man aufhört, treibt man zurück (Benjamin Britten)«. Diesem ständigen Lernen, getrieben vom Anspruch, nicht zurückzutreiben, das heißt einen Fortschritt ins Unendliche anzustreben, steht das auf Prüfungen und Benotungen ausgerichtete »bulemische Lernen« entgegen.<sup>28</sup> Typisch für die (gegenwärtige) Praxis ist zudem das Schwimmen mit dem Strom. Oder ein anderes Zitat: »An der Schwelle jeder wissenschaftlichen Betrachtung

der Welt steht die Verwunderung (Wilhelm Röpke)«. Wer verfügt aber im Zuge des Bologna-Prozesses noch über die Zeit, sich zu wundern und womöglich der Verwunderung genauer nachzugehen? Wer sich wundert statt zu handeln, wer die Theorie (über die Praxis) über die Praxis erhebt, verliert die Jagd nach Drittmitteln oder ECTS-Punkten.

Was ist von der gerade umrissenen Konstellation, in der sich die Vorhoffassade und die Universitätswirklichkeit gegenüberstehen, zu halten? Dies soll nun im Sinne einer praxeologischen Kunstgeschichte in zwei Richtungen geklärt werden, nämlich einmal hinsichtlich der ›Herstellung‹ der Vorhoffassade und das andere Mal hinsichtlich ihrer ›Rezeption‹:

Das Entstehen der Vorhoffassade lässt sich seinerseits auf zweierlei Weisen erklären. Erstens kann man einen absichtsvollen Plan der Urheber unterstellen, die mit der Vorhoffassade gegen die aktuelle Universitätslage einen, wie man es nennen könnte, ›ikonischen Protest‹ abgeben, um diesen dann durch die offizielle Erklärung derart zu verunklären, dass sich daraus keine negativen Folgen ergeben – an einer Wäldchenstimmung kann niemand ernstlich Anstoß nehmen. Besagte die offizielle Erklärung hingegen, dass ein Gegenbild zu den durch die Politik herbeigeführten Zuständen gezeigt wird, dann wäre wohl schnell mit Sanktionen zu rechnen. Da diese Erklärung ein bewusst mit Täuschungen und Manipulationen operierendes Vorgehen impliziert, wofür sich keine Indizien finden, kann sie fallengelassen werden.

Im Sinne der Praxeologie spricht daher vieles für die zweite Erklärung. Demnach wollte man (subjektiv) wirklich eine Struktur schaffen, die der offiziellen Erklärung entspricht. Man wollte, aus welchen Gründen auch immer, die Stimmung eines Wäldchens evozieren. Als »ungewollte und ungewußte Selbstoffenbarung eines grundsätzlichen Verhaltens zur Welt« entstand dabei (objektiv) die Vorhoffassade, so wie sie ist.<sup>29</sup> Man hielt diese Bildlösung für treffend, wofür die unbewusste Tradition der Wissensbäume (mit)verantwortlich ist. Im Sinne einer Modifikation dieser Erklärung könnte auch angenommen werden, dass man die Vorhoffassade (aus welchen Gründen auch immer) geschaffen hat, um dann die offizielle Erklärung im Nachhinein anzuschließen, und zwar nicht als Täuschung, sondern weil man die Fassade so deutete. Für diese praxeologischen Varianten spricht auch, dass die Mehrzahl der Urheber einer Generation angehört, die wissenschaftlich in einem System vor dem Bologna-Prozess sozialisiert und geprägt wurde. Und diese unbewusste Prägung verschafft sich dann Raum in Form der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes. Das ungewusste innere Bild einer verlorenen Universität materialisiert sich und man kombiniert es mit einer Erklärung, die den ›Regeln der diskursiven Praxis‹ entspricht.<sup>30</sup>

Nun zur Rezipientenperspektive: Hier dürfte es entscheidend sein, dass sich diejenigen Betrachter, die im Bologna-Prozess aufgehen, das heißt in der universitären Praxis, so wie sie jetzt ist, erfolgreich sind, indem sie etwa ökonomisch vorgehen, Bulimielernen betreiben usw., überhaupt nicht für die Gestaltung der Vorhoffassade interessieren werden.<sup>31</sup> Denn ein solches Interesse kostet Zeit und bringt weder ECTS-Punkte noch Drittmittel. Zudem kann man an der Universität, wie oben angedeutet, nur erfolgreich sein, wenn man einfach vorschriftsmäßig handelt, ohne die Vorschriften zu hinterfragen. Wenn doch Interesse an der Vorhoffassade vorhanden sein sollte, dann genügt die offizielle Erklärung zur schnellen Befriedigung.

Um mit dieser Logik der Praxis zu brechen und zu der hier skizzierten praxeologischen Deutung zu gelangen, sind jene Elemente nötig, die durch den Bologna-Prozess zurückgedrängt werden, nämlich Zeit, Ruhe, Neugier usw. Auf die Einzelperson übertragen, bedeute dies, dass es eines *Habitus*, einer Grundhaltung bedarf, die eben nicht an Systemen beziehungsweise Feldern wie der Schule oder der Wirtschaft mit ihren Idealen der festen Wissensbestände, Nützlichkeit, Schnelligkeit und Rentabilität orientiert ist. Vielmehr muss die Wissenschaft als eigenes System mit anderen Regeln, wie etwa der Orientierung an Idealen der Zeit, Ruhe und Neugier, hervorgehoben werden.

Dies kann zu einem Mittel der Selbstprüfung umformuliert werden. Welchen *Habitus* man besitzt, lässt sich dann unter anderem an der Deutung des Verhältnisses zwischen der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes und der aktuellen Universitätslage im Kontext des Bologna-Prozesses ablesen. Mit drei Fragen kann das Spektrum von einer ›radikalen Praxis‹, über eine ›praxisorientierte Reflexion‹ hin zu einer ›praxeologischen Kunstgeschichte‹ grob angegeben werden:

- Ist einem diese Frage egal, da die Beschäftigung mit ihr keinen ökonomischen Nutzen bringt?
- Beachtet man die Frage kurz, um dann der offiziellen Erklärung durch die Urheber zu folgen?
- Nimmt man die Frage ernst und ist bereit, mit der offiziellen Erklärung zu brechen und an ihre Stelle eigene, an objektiven Strukturen orientierte Überlegungen zu setzen, auch wenn dies mühsam und unangenehm ist?

## **VI Fazit: Was bringt eine praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug)?**

An diese Auflistung kann direkt angeschlossen werden, um zum Abschluss der Frage nachzugehen, was eine praxeologische Kunstgeschichte bringt. Ein Charakteristikum fällt sofort auf: Denn indem die praxeologische Kunstgeschichte in erster Linie an unbewussten Selbstverständlichkeiten der Praxis interessiert ist und versucht, diese ins Bewusstsein zu rufen, bringt sie die Praxis ins Stocken, was oft gleichbedeutend mit dem Unmut der Praxis ist. Ein weiteres Beispiel aus dem Sport: Wer als Tänzer beim Tanzen plötzlich den Partner, der sich einfach dem Tanz hingibt, über Spezifika von dessen Schrittfolgen informiert, wird diesen durcheinanderbringen. Auch wenn dies faktisch nicht der Fall ist, wird eine Bewusstmachung von selbstverständlichen Praktiken häufig als Angriff auf diese und ihre Urheber angesehen – ist die Schrittfolge falsch, bin ich ein schlechter Tänzer usw.? Man ist daran gewöhnt, dass Dinge nur unerwartet angesprochen werden, sofern sie falsch laufen, und vor allem dass eine solche Kritik etwas Negatives und somit zu vermeiden ist.<sup>32</sup> So gesehen dürfte die praxeologische Kunstgeschichte demjenigen, der sie betreibt, zunächst einmal Ärger einbringen. Er wird schnell als Unruhestifter angesehen und von der Praxis entsprechend sanktioniert, entweder durch direkte Angriffe oder durch Ignoranz.

Dies wird noch durch zwei Umstände ergänzt und verstärkt, nämlich erstens dadurch, dass mit der Vorhoffassade des Georg Forster-Gebäudes das Untersuchungsbeispiel der Gegenwart entstammt, so dass Selbstverständlichkeiten von noch lebenden Akteuren zur Diskussion gestellt werden. Zum Gegenwartsbezug kommt zweitens hinzu, dass es sich um einen Ort der Wissenschaft handelt, dem man wissenschaftlich zu Leibe rückt. Dieser Selbstbezug führt dazu, dass die Frage nach einem angemessenen wissenschaftlichen Vorgehen mit-schwingt, indem man Selbstverständlichkeiten der eigenen Profession erschüttert. Ziemlich harmlos ist es hingegen, sich längst vergangenen sowie geografisch oder inhaltlich weitentfernten Begebenheiten zu widmen, wie es die Kunstgeschichte traditionellerweise tut – man denke an Panofsky, von dem wichtige Impulse einer praxeologischen Kunstgeschichte stammen und der sich fast ausschließlich mit Objekten beschäftigte, die der entfernten Vergangenheit angehören.<sup>33</sup> Pierre Bourdieu hat diese Charakteristika der Erforschung der eigenen Praxis prägnant zusammengefasst: »Wer ›Gruppengeheimnisse ausplaudert‹, wird bekanntlich von seiner Gruppe nicht sonderlich geliebt, vor allem vermutlich dann nicht, wenn die Übertretung oder der Verrat sich auf die höchsten Werte berufen kann. [...] Der Zauberlehrling, der das Risiko auf sich nimmt und sich für die Zauberei des eigenen Stammes und dessen Fetische



interessiert, statt in fernen Tropen den beruhigenden Reizen einer exotischen Magie nachzugehen, muß darauf gefaßt sein, daß die Gewalt, die er entfesselt, sich gegen ihn selber kehrt.«<sup>34</sup>

Bei all diesen Schwierigkeiten muss ernstlich gefragt werden: Warum könnte es sich dennoch lohnen, eine praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug) zu betreiben? Es müssen gewichtige Gründe sein, die einen dazu bringen können, eine solch unangenehme und für die eigene Person risikoreiche Tätigkeit auszuüben, die einem den Erfolg in der Praxis versperren kann. Mindestens vier Gründe sprechen dennoch dafür: Erstens lässt sich die Wissenschaft dadurch bestimmen, dass dort alle Fragen aufgeworfen werden können und müssen. Eine praxeologische Auseinandersetzung mit aktuellem Selbstbezug nicht durchzuführen, weil damit eventuell Schwierigkeiten verbunden sind, widerspricht dieser ›wissenschaftlichen Haltung‹ und erinnert eher an ›ökonomische Kriterien‹, nach denen gilt, dass man etwas nicht tun sollte, wenn dadurch der persönliche Vorteil bedroht ist. Zweitens gewinnt die wissenschaftliche Arbeit auf diese Weise an Objektivität. Indem man beispielsweise über die am Ende des vorigen Kapitels genannten Fragen etwas über seine unbewusste Haltung zur Universität und Wissenschaft erfährt, lässt sich diese, sofern nötig, verbessern.<sup>35</sup> Drittens erschließt sich die Kunstgeschichte mit den ›Strukturen der Praxis‹ ein Arbeitsfeld, das sie ansonsten oft nur nebenbei betritt oder das sie gar nicht im Blick hat. Nicht selten widmet sich die Kunstgeschichte den Intentionen der Künstler oder den Werken, nicht aber den unbewussten Strukturen, die es in Form von Theorien zu (re-)konstruieren gilt.<sup>36</sup> Viertens kann der Umstand, dass einem eine praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug) womöglich Ärger einbringt, so verstanden werden, dass damit ein Kriterium gegeben ist, um die Relevanz einer wissenschaftlichen Unternehmung zu ermitteln. Nur wenn man eine relevante, wichtige oder wertvolle Selbstverständlichkeit aufgebrochen hat, ist mit einer Reaktion zu rechnen. Über Irrelevantes lohnt sich ein Streit nicht – und umgekehrt. Ob ein Streit dann mit den Mitteln der Wissenschaft (z.B. rationale Argumente, Experimente, Logik) geführt wird oder mit jenen der Praxis (z.B. Autoritätsargumente, Mehrheitsentscheidungen, Ignoranz) ist erneut ein Indiz für einen bestimmten *Habitus* des Einzelnen.<sup>37</sup>

## Bildnachweis

Abb. 1–5: Christian Nille

Abb. 6: Steffen Siegel, »Im Wald des Wissens. Sichtbare Ordnungen der Enzyklopädie auf der Schwelle zwischen Kultur und Natur«, in: *Atlas der Weltbilder*, hrsg. von Christoph Markschies u.a., Berlin 2011, S. 280–293, hier S. 280

Abb. 7: Charles Darwin, *On the Origin of Species*, London 1859, S. 117

---

<sup>1</sup> Vgl. zu diesen und weiteren Angaben: Landesbetrieb Liegenschafts- und Baubetreuung 2013, *Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Neubau Sozialwissenschaften. Georg-Forster-Gebäude* (<http://www.lbb-net.de/icc/med/8a5/8a54be77-d798-3413-1e86-d467b988f2ee,11111111-1111-1111-1111-111111111111.pdf>; abgerufen am 12.03.2017).

<sup>2</sup> Ein solcher zeitlicher Zusammenhang dient auch als Ausgangspunkt einer der klassischen Arbeiten, die man einer praxeologischen Kunstgeschichte zuordnen kann, nämlich Erwin Panofsky, *Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter*, Köln 1989.

<sup>3</sup> Der Autor hat begonnen dieses Bauwerk zu erschließen. Folgende Publikationen werden in Bände erscheinen oder wurden zur Publikation eingereicht: Christian Nille, »Bild – Raum – Entscheidung. Ein Erklärungsversuch der Anziehungskraft (am Beispiel) der Innenhoffassade des Georg Forster-Gebäudes der Universität Mainz«, in: *Bildräume | Raumbilder. Studien aus dem Grenzbereich von Bild und Raum*, hrsg. von Dominic E. Delarue, Thomas Kaffenberger und Christian Nille, Regensburg 2017, S. 259–279; Christian Nille, *Von der Alltagsanschauung zur kunsthistorischen Raum-Kritik. Versuche am Beispiel der Innenhoffassade des Georg Forster-Gebäudes der Mainzer Universität* (Monografie); Christian Nille, »Für eine Zusammenarbeit von Hochschulforschung und historischer Bildwissenschaft. Eine Skizze am Beispiel des Georg Forster-Gebäudes der Mainzer Universität«, in: *die hochschule* (eingereicht).

<sup>4</sup> In der Hochschulforschung, die der erste Ansprechpartner ist, wenn es um Phänomene wie den Bologna-Prozess geht, spielen Bilder und der kompetente Umgang mit diesen insgesamt keine (große) Rolle. Vgl. etwa: *Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung (=die hochschule) 2* (2011), hrsg. von Christian Schneiderberg, Katharina Kloke und Edith Braun.

<sup>5</sup> Im Kontext dieses Textes ist es nicht möglich, auf Vorläufer des Bologna-Prozesses oder Details dieses Prozesses selbst einzugehen. Vgl. hierzu etwa den Überblick bei Peer Pasternack, *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld 2014, v.a. S. 133–151. Einen guten Überblick speziell zu den geisteswissenschaftlichen Fächern bietet *Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer*, hrsg. von Dieter Lamping, Stuttgart 2015.

<sup>6</sup> Jochen Hörisch, *Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma mater!*, Hamburg 2006, S. 49.

<sup>7</sup> Ebd., S. 52, 57.

<sup>8</sup> Reinhard Brandt, *Wozu Universitäten? Ein Essay*, Hamburg 2011, S. 11.

<sup>9</sup> Barbara Praher, in: »Jeder geschlossene Raum ist ein Sarg«. Podiumsdiskussion am 9. November 2013 zum Kunstgeschichtestudium post-Bologna, in: *Räume der Kunstgeschichte – 17. Tagung des Verbandes österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker* (Online-Publikation), hrsg. vom Verband österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker, Wien 2015, S. 202–222, hier S. 206f.

<sup>10</sup> Pasternack 2014 (wie Anm. 5), S. 133.

<sup>11</sup> Hörisch 2006 (wie Anm. 6), S. 61.

<sup>12</sup> Ebd. Diese Charakterisierung ist wohl etwas überspitzt, doch zeigt sie gerade hierdurch die infrage stehende Konstellation gut an. Wichtig ist in diesem Fall weniger, ob die Sachverhalte historisch korrekt wiedergegeben sind, früher also wirklich universitär ›alles besser war‹, sondern vielmehr, dass es aktuell dieses ›Deutungsmuster‹ gibt.

<sup>13</sup> Michael Wimmer, »Die überlebte Universität. Zeitgemäße Betrachtungen einer ›unzeitgemäßen‹ Institution«, in: *Bildung der Universität. Beiträge zum Reformdiskurs*, hrsg. von Andrea Liesner und Olaf Sanders, Bielefeld 2005, S. 19–41, hier S. 21f.

<sup>14</sup> In erster Linie ist hier auf die Studierendenproteste unter dem Motto ›Uni brennt‹ zu verweisen.

<sup>15</sup> Es sollte deutlich sein, dass ›ECTS-Punkte‹ und ›Drittmittel‹ pars pro toto dazu dienen, Orientierungen von studentischen und wissenschaftlichen Akteuren zu benennen. Statt ECTS-Punkte könnte es auch um Empfehlungsschreiben, Hiwi-Stellen usw., statt Drittmittel um Vertragsverlängerungen, eine wichtige Gremienfunktion usw. gehen.

<sup>16</sup> Tafel im Eingangsbereich. Diese Erklärung findet sich auch auf der offiziellen Internetseite des Georg Forster-Gebäudes (<http://www.sozialwissenschaften.uni-mainz.de/972.php>; abgerufen am 28.01.2017).

<sup>17</sup> Es kann an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, dass es wenig plausibel erscheint, wenn das Anliegen verfolgt wird, »die über die Jahrhunderte andauernde erkenntnistheoretische Debatte in der Wissenschaft zu skizzieren und die sich darin dokumentierende fortschreitende Reflexion sichtbar zu machen«, dabei jedoch explizit darauf verzichtet wird, »Aussagen historisch exakt darzustellen.« Wie kann man etwas als fortschreitend charakterisieren, ohne anzugeben, von wo aus und in welche Richtung dies geschieht?

<sup>18</sup> Es ist durchaus geboten, eine solche Willkür nicht anzuerkennen. Denn wenn man dies täte, müsste man dies konsequent tun, und dann wäre eine Erkennbarkeit der Welt letztendlich nicht möglich, denn diese setzt voraus, dass es in der Welt Strukturen gibt, die erkannt werden können (vgl. Gerhard Vollmer, *Evolutionäre Erkenntnistheorie. Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart 1994, v.a. S. 118–137). Was hier als Stimmigkeit der erklärenden Theorie angesprochen wird, besitzt eine gewisse Nähe zum Kriterium der »[i]nterne[n] Konsistenz« wissenschaftlicher Theorien (Gerhard Vollmer, »Wozu Pseudowissenschaften gut sind. Argumente aus Wissenschaftstheorie und Wissenschaftspraxis«, in: ders., *Wissenschaftstheorie im Einsatz. Beiträge zu einer selbstkritischen Wissenschaftsphilosophie*, Stuttgart 1993, S. 11–29, hier S. 20).

<sup>19</sup> Egon Flaig, »Habitus, Mentalitäten und die Frage des Subjekts: Kulturelle Orientierungen sozialen Handelns«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Bd. 3, hrsg. von Friedrich Jäger und Jörn Rüsen, Stuttgart 2004, S. 356–371, hier S. 359.

<sup>20</sup> Erwin Panofsky, »Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst«, in: *Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklungen – Probleme*, hrsg. von Ekkehard Kaemmerling, Köln 1991, S. 185–206, hier S. 200.

<sup>21</sup> Der entscheidende Punkt lässt sich auch anders formulieren. Die Äußerungen des Urhebers eines Gegenstands zu diesem Gegenstand sind nicht automatisch ›deskriptiver‹, sondern wohl in erster Linie ›performativer‹ Natur. Das heißt es wird der Gegenstand oder die dem Gegenstand zugrundeliegende Idee weniger beschrieben, als vielmehr vorgegeben wird, wie der Gegenstand verstanden werden soll.

<sup>22</sup> Vgl. Panofsky 1991 (wie Anm. 20), S. 201. Sofern jemand einfach angibt, was er mit einer bestimmten Äußerung meint, wie es hier der Fall ist, handelt es sich um eine subjektive Erklärung, da sie allein vom erklärenden Subjekt abhängt. Solche Äußerungen lassen sich nicht prüfen, sie können nicht als falsch erwiesen werden, da hierüber allein das Subjekt entscheidet – daher kann hier auch nicht gezeigt werden, dass die Erklärung der Urheber der Vorhoffassade falsch ist, sondern nur, dass sie Unstimmigkeiten beinhaltet, die sich durch andere Erklärungen beseitigen lassen. Um Objektivität zu erlangen, bedarf es Erklärungsmomente, die über die subjektive Erklärung hinausreichen und damit für alle nachvollziehbar sind. Hierdurch wird eine Prüfung möglich. Sofern der Urheber solche Erklärungsmomente liefert, kann er Zugang zu einem Bereich erlangen, der ihm sonst nicht bewusst ist. Wie solche objektiven Erklärungsmomente konkret aussehen können, wird im Folgenden vorgestellt.

<sup>23</sup> Dieses Vorgehen ähnelt dem »[o]bjektive[n] Korrektiv der Interpretation« bei Panofsky 1991 (wie Anm. 20), S. 203.

<sup>24</sup> Vgl. etwa Gen 2, 16f.

<sup>25</sup> Vgl. Anm. 16. Eine Liste der Zitate findet sich unter: [http://www.sozialwissenschaften.uni-mainz.de/Dateien/Zitate\\_Glasfassade.pdf](http://www.sozialwissenschaften.uni-mainz.de/Dateien/Zitate_Glasfassade.pdf) (abgerufen am 10.03.2017).

<sup>26</sup> Mit dieser Form des Wissens korrespondiert klar eine evolutionäre Erkenntnistheorie, wie sie etwa von Karl Popper oder Gerhard Vollmer vertreten wird (vgl. Karl Popper, »Die Evolution und der Baum der Erkenntnis«, in: ders. *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Versuch*, Hamburg 1984, S. 268–297; Vollmer 1994 (wie Anm. 18)).

<sup>27</sup> Nachweis: [http://www.sozialwissenschaften.uni-mainz.de/Dateien/Zitate\\_Glasfassade.pdf](http://www.sozialwissenschaften.uni-mainz.de/Dateien/Zitate_Glasfassade.pdf) (abgerufen am 10.03.2017). Im Original ist alles in Großbuchstaben geschrieben.

<sup>28</sup> Praher 2015 (wie Anm. 9), S. 206f.

<sup>29</sup> Panofsky 1991 (wie Anm. 20), S. 200.

<sup>30</sup> Zu diesen Regeln wird man zählen dürfen, dass man die Praxis nicht durch irgendwelche Äußerungen gefährden darf.

<sup>31</sup> Es sei der bemerkenswerte Umstand erwähnt, dass in einer Lehrveranstaltung mit 20 Studierenden, die seit Jahren mehrmals in der Woche das Georg Forster-Gebäude betreten haben, 15 auf Nachfrage angegeben haben, dass ihnen die Baumstruktur bislang überhaupt nicht aufgefallen ist. Dies führt zur These, dass 75% der Studierenden in einer universitären Praxis aufgehen, die keine Zeit für genaue Beobachtung (etwa der Umwelt) besitzt, dieser keinen Wert zuspricht, so dass sie nicht zustande kommt. Erst als das Problem im Zuge der Lehrveranstaltung zum Teil der Studienleistung gemacht wurde, wurde die Baumstruktur relevant und sichtbar.

<sup>32</sup> Für die hier vorgestellte praxeologische Kunstgeschichte (mit aktuellem Selbstbezug) ist Kritik im Sinne von Aufklärung ein zentrales Moment. Entgegen der Praxis, die sich hierüber wenig Gedanken macht, wird von dem Umstand ausgegangen, dass Menschen nicht perfekt sind und daher Fehler machen. Dies ist nichts Schlechtes, sondern gehört einfach zum Menschen. Ebenso gehört es zum Menschen, dass er diese Fehler erkennen und aus ihnen lernen kann. Ein solches Menschenbild entwirft etwa Erwin Panofsky, »Einführung. Kunstgeschichte als geisteswissenschaftliche Disziplin«, in: ders., *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*, Köln 2002, S. 7–35, hier S. 7–9.

<sup>33</sup> Es dürfte auch für das Feld der »Kunst« gelten, dass dessen Untersuchung harmlos ist, sofern man Kunst und Lebenswirklichkeit stark voneinander trennt und sich der Kunsthistoriker nicht als Künstler (und damit dem Feld der Kunst zugehörig) versteht. Die Praxeologie versucht, gerade dies nicht zu tun.

<sup>34</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt am Main 1988, S. 31–38 (Zitat S. 36).

<sup>35</sup> Vgl. Ebd., S. 10: »Die Objektivierung des objektivierenden Subjekts läßt sich nicht umgehen: Nur indem es die historischen Bedingungen seines eigenen Schaffens analysiert (und nicht durch eine wie immer geartete Form transzendentaler Reflexion) vermag das wissenschaftliche Subjekt seine Strukturen und Neigungen ebenso theoretisch zu meistern wie die Determinanten, deren Produkt diese sind, und sich zugleich das konkrete Mittel an die Hand zu geben, seine Fähigkeiten zur Objektivierung noch zu steigern.«

<sup>36</sup> Als prominentes Beispiel für eine Richtung der Kunstgeschichte, auf die das Gesagte zutrifft, kann die *politische Ikonografie* im Sinne Martin Warnkes genannt werden. Bei der Bearbeitung eines politischen Denkmals gilt es dabei zu beachten: »den Initiator, der das Denkmal anregt, [...] das Thema des Denkmals, also das gefeierte Ereignis oder die gefeierte Person, und [...] die Adressaten, an die sich das Denkmal richtet, und die in einem bestimmten Raum erreichbar sind« (Martin Warnke, »Politische Ikonografie«, in: *Kunsthistorische Arbeitsblätter* 2 (2003), S. 5–12, hier S. 8). Dieser Ansatz macht auch vom Titel her den Unterschied zu einer praxeologischen Kunstgeschichte deutlich, da explizit auf der Ebene der *Ikonografie* gearbeitet wird. Bei einer praxeologischen Bearbeitung der Politik müsste man, Panofskys Terminologie aufgreifend, von einer »*politischen Ikonologie*« sprechen (vgl. Anm. 20).

<sup>37</sup> Die Relevanzfrage ist gerechtfertigt, wenn man allein bedenkt, dass aufgrund von begrenzten Mitteln entschieden werden muss, welche Forschungen durchgeführt werden sollen und welche nicht. Die aufgeworfene Frage nach der Relevanz einer wissenschaftlichen Unternehmung sowie die hier angedeutete Antwort dürfen nicht mit der Forderung nach ökonomischer Nützlichkeit verwechselt werden, mit der unter anderem die Kunstgeschichte oft zu kämpfen hat. Vielmehr handelt es sich um eine Alternative dazu. Auch wenn dies keinen ökonomischen Nutzen erbringt, dürfte es für jemanden, der im Bereich der Universität tätig ist, von Relevanz sein, zu erfahren, welchen diesbezüglichen *Habitus* man besitzt. Vielleicht ist diese Ansicht aber nur meiner Haltung zu diesem Problem geschuldet?